

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### Thorirs Rache.

Eine altnordische Geschichte.

Der Winter wurde je länger je härter, und bei manchem schaute die Not zu allen Ecken heraus.

Es war im März, da kamen zwei Pächter Blundketil: sie waren noch am leidlichsten gestell't in Geldsachen, und doch war ihnen jetzt das Heu ausgegangen, und sie baten um Hilfe. Der Bauer antwortete, er habe nichts vorräthig, und noch mehr Vieh wolle er nicht schlachten. Sie fragten nach, ob er vielleicht Leute wisse, die Heu zum Verkauf hätten. Er sagte, er wisse nicht recht. Sie drangen in ihn und sagten, ihr Vieh würde abstehn, wenn sie bei ihm keine Hilfe fänden. Er meinte, das sei ihre eigene Schuld: „übrigens hat man mir berichtet, der Hühnerthorir habe wohl Heu zu verkaufen“. Sie erwiderten: „Von ihm bekommen wir nichts, außer wenn du mit uns gehst: dann wird er gleich verkaufen, wenn du Bürgschaft für uns übernimmst“. Er antwortete: „Das kann ich tun und mit euch gehen; es ist nur billig, daß die verkaufen, die Vorrat haben.“

Sie machten sich früh am Morgen auf den Weg; es blies ein Nordwind, ein recht kalter. Bauer Thorir stand gerade draußen vor dem Hause; er sah die Leute auf die Hofmauer zureiten, da ging er hinein, schloß die Tür hinter sich und schob den Riegel vor. Er setzte sich zum Frühstück.

Seht wurde an die Tür geklopft. Der kleine Helgi fing an und sagte: „Geh hinaus, Pflegevater! es werden dich Leute besuchen wollen.“ Thorir sagte, er wolle zuerst essen. Der Knabe aber lief hinter dem Tisch hervor und ging zur Tür und hieß die draußen freundlich willkommen. Blundketil fragte, ob Thorir drinnen sei. Er sagte, ja. „Da sag ihm, er möge herauskommen“, sagte er. Der Knabe tat so und sagte, Blundketil sei draußen gekommen und wolle ihn sprechen. Thorir antwortete: „Wonach hat wohl Blundketil hier zu schnüffeln? Soll mich wundern, wenn er Gutes bringt! Ich habe kein Geschäft mit ihm.“ Der Knabe ging hin und sagte, Thorir wolle nicht herauskommen. „Ach so“, sagte Blundketil, „da wollen wir hineingehen.“

Sie gingen in die Stube; man begrüßte sie, nur Thorir schwieg. „So liegt die Sache“, sagte Blundketil, „wir möchten Heu bei dir kaufen, Thorir!“ Thorir antwortete: „Dein Vieh ist mir nicht lieber als meines!“ Blundketil sagte: „Es macht sich mal so, mal so.“ Thorir antwortete: „Warum hast du reicher Mann Heumangel?“ Blundketil sagte: „Ich habe nicht eigentlich Heumangel: ich will für meine Pächter kaufen, die hilflosbedürftig sind. Ich möchte ihnen gern etwas verschaffen, wenn es zu haben wäre.“ „Das wird dir völlig frei und unverwehrt sein, anderen das deine zu spenden, aber nicht das meine!“ Blundketil antwortete: „Ich will es nicht als Geschenk erditten: laß Odd und Arngrim den Kaufpreis in deinem Namen bestimmen, und obendrein will ich dir noch Geschenke machen.“ Thorir sagte, er habe kein Heu zu verkaufen; „und ich will auch keines verkaufen“.

Blundketil sagte: „Mir will's so scheinen mit deinem Heuvorrat, Thorir, daß ein guter Posten übrig bleiben wird, auch wenn all dein Vieh drinnen gefüttert wird bis zum Älbing; und diesen Rest möchtest ich kaufen.“ Thorir erwiderte: „Was soll ich da im nächsten Winter haben, wenn der ebenso wird oder noch schlimmer?“ Blundketil antwortete: „Ich bieie dir an, dir im Sommer Heu zu verschaffen, ebensoviel und genau ebenso gutes wie das hier, und es dir ins Haus zu führen.“ Thorir antwortete: „Wenn euch jetzt das Heu nicht langt, was werdet ihr da im Sommer besser dran sein? Aber ich weiß, du bist viel mächtiger, daß du mir das Heu wegnehmen kannst, wenn du willst.“ Blundketil antwortete: „So ist's nicht gemeint. Du weißt, Silber deckt alle Schulden hier zu Land; damit bezahl ich dich.“ Thorir antwortete: „Ich begehre dein Silber nicht.“ „Dann um so schlimmer! wir werden nichtsdestoweniger das Heu mitnehmen, magst du's auch verbieten; den Wert legen wir an seine Stelle; wir wollen's uns zunutze machen, daß wir in der Mehrheit sind.“ Da schwieg Thorir, und es wurde ihm böß zumute.

Blundketil ließ Stricke holen und das Heu zusammenbinden. Danach luden sie die Lasten auf die Pferde und führten das Heu weg; aber für Thorirs Vieh hatten sie es reichlich berechnet.

Im Sommer vorher war Thorwald, der Sohn des Jungen Odd, nach Island zurückgekehrt und hatte im Nordviertel den Winter über Quartier genommen. Als es gegen das Frühjahr ging, brach er nach dem Südlande auf, zu seinem Vater. Er war eine Nacht zu Her-

berge in Nordzunge, in guter Verpflegung. Dort befand sich ein Mann in Quartier, der hieß Widfari. Er war ein Landstreicher, trieb sich herum und Ost bis West. Er war ein naher Verwandter von Thorir und glich ihm auch in seinem Wesen.

Diesen selben Abend packte Widfari sein Bündel und machte sich aus dem Staube; er ruhte nicht, bis er zu Thorir kam. Der nahm ihn mit offenen Armen auf: „Ich weiß, deine Ankunft bringt mir Gutes.“ Er antwortete: „So könnte es werden! jetzt ist nämlich Thorwald, der Sohn des Odd, nach Nordzunge gekommen und befindet sich dort zu Herberge.“ Thorir antwortete: „Das sah ich beim ersten Blick, daß mir irgend etwas Gutes zustößen werde; denn mir wurde froh zu Mut, als ich dich sah.“

Die Nacht verstrich, und alsbald am Morgen ritt Thorir mit seinem Pflegesohn nach Nordzunge. Dort war eine Menge Leute gekommen. Dem Knaben gab man einen Siphloß, Thorir aber ging im Mittelraum auf und ab. Dies fiel Thorwald in die Augen, während er auf der Bankbühne neben Arngrim saß und mit ihm plauderte. „Wer ist der Mann, der da im Mittelraum auf und ab geht?“ fragte Thorwald. Arngrim antwortete: „Das ist mein Rindspileger.“ „Ach so“, sagte Thorwald, „warum soll er keinen Platz bekommen?“ Arngrim sagte, daran liege dem gar nicht. „Nicht doch“, sagte Thorwald und ließ ihn zu sich rufen und machte ihm Platz neben sich zu sitzen.

Thorir sagte: „Das war eine Prüfung, als Blundketil mich be- raubtel“ Thorwald fragte: „Ist's beigelegt?“ „Weit entfernt davon!“ sagte Thorir. „Wie kommt das, Arngrim“, sagte Thorwald, „daß ihr Häuptlinge solchen Schimpf gesehen laßt?“ Arngrim erwiderte: „Das meiste lügt er davon, und es ist wenig an der Sache!“

Da sagte Thorir: „Du machst mir einen sehr guten Eindruck, Thorwald! und wenn's mir recht ist, wirst du vielleicht meine Sache ins Gleis bringen.“ Thorwald sagte: „Bei mir ist wenig Schutz zu holen!“ Thorir sagte: „Ich will dir mein halbes Vermögen schenken unter der Bedingung, daß du mir zu meinem Recht verhülffst und entweder Achtung oder Selbsturteil durchsetzest, so daß meine Gegner nicht länger auf dem Meinen sitzen.“

Da sagte Arngrim: „Tu das nicht, Thorwald! denn das ist kein wackerer Bursch, dem du da helfen willst, und du nimmst es auf mit einem, der nicht nur geschickt ist und ehrenhaft, sondern auch überall in Gunst steht. Ich will dir noch einmal abraten, Thorwald: über- nimm den Handel nicht. Mir hängt, daß dies große Folgen haben wird.“ Thorwald erwiderte: „Die Annahme des Geldes schlag ich nicht aus.“

Darauf übertrug ihm Thorir mit Handschlag sein halbes Ver- mögen und zugleich die Klage gegen Blundketil.

Gleich am frühen Morgen ritt Thorwald ab und mit ihm Arngrim und dreißig Mann. Sie trafen Thorir, und der war selbstritt: er hatte den jungen Helgi bei sich und seinen Verwandten Widfari.

Sie ritten nun hinauf der Halde entlang. Von den Höhen aus sah man die Schar daherziehen, und es sprengte ein jeder von seinem Hof: jeder wollte als erster zu Blundketil kommen. So war dort viel Volks beisammen.

Thorwald und seine Begleiter ritten zur Hofmauer und stiegen dort von ihren Pferden und gingen zum Gehüst hin. Sobald Blundketil dies sah, ging er ihnen entgegen und lud sie ein, sich bei ihm wohl sein zu lassen. Thorwald sagte: „Uns führt anderes her, als ans Essen zu sitzen. Ich möchte wissen, was du antworten willst in der Sache, daß du Thorirs Heu an dich nahmst.“ Blundketil antwortete: „Dasselbe dir wie ihm: verhänge selbst so viel, als dir beliebt. Und obendrein will ich dir noch Geschenke geben, um so bessere und größere, als du über Thorir stellst. So hoch will ich deine Stellung anschlagen, daß jedermann sagen soll, du gehest wohl- geehrt aus der Sache.“

Thorwald schwieg und fand, das sei ein gutes Anerbieten. Da versetzte Thorir: „Darauf kann man nicht eingehen — da braucht man sich nicht erst zu besinnen — das hätte ich schon lange haben können! Das rechne ich dir nicht als Hilfe an, wenn's nur das ist! Ich hatte wenig davon, dir mein Vermögen zu schenken!“

Darauf sagte Thorwald zu Blundketil: „Und was willst du tun für die Forderung des Gesezes?“ Blundketil sagte: „Nichts anderes, als daß du verhängen und verfügen sollst, so viel du willst.“

Da entgegnete Thorwald: „Mir scheint, es gibt keine andere Wahl, als vorzuladen.“ Er lud nun Blundketil vor Gericht wegen Raubes und ernannte sich Zeugen und brauchte Worte und Ausdrücke, so scharf sie zu Gebote standen.

Da lehrte sich Blundkeil dem Hause zu. Er begegnete dem Norweger Vern, als der eben zu seiner Ware ging. Vern fragte: „Bist du verwundet, Bauer, daß du so rot bist wie Blut?“ Er erwiderte: „Verwundet nicht, aber das da ist ebenso schlimm: man hat Worte gegen mich gebraucht, wie sie früher nie gebraucht worden sind: Dieb und Räuber bin ich genannt worden.“

Vern holte seinen Bogen und setzte einen Pfeil an die Sehne; er trat aus dem Hause, als die Männer eben aufsaßen. Er schoß ab — und es traf einen, der ließ sich vom Pferde heruntergleiten: das war Helgi, der Sohn des Goden Arngrim. Die anderen hiefen auf ihn zu. Thorir drängte sich durch die Leute und stieß die Leute von sich und sagte, man solle ihm Platz machen: „denn mir liegt's am meisten am Herzen.“ Er beugte sich zu Helgi nieder; da war der schon tot. Dann richtete sich Thorir von ihm auf und sagte: „Der Knabe hat zu mir gesprochen: er sagte zweimal dasselbe: dies da:

Laßt brennen, brennen  
Blundkeil drinnen!“

Arngrim und seine Schar ritten nun fort, unter einen Waldvorsprung. Dort stiegen sie von den Pferden ab und blieben da, bis es Nacht wurde. Blundkeil aber dankte den Leuten aufs beste für ihren Zuzug und sagte, jetzt könne jeder heimreiten, wie es ihm passe.

So wird berichtet, daß sobald es Nacht war, ritt Thorwald und seine Schar zum Hofe Vernostol. Dort lagen alle Leute schon im Schlaf. Sie schleppten einen Holzstoß zum Hause und setzten ihn in Brand. Als Blundkeil und die Seinen erwachten, da standen schon die Dächer über ihnen in Flammen. Blundkeil fragte, wer diese Bluthige anrichte. Thorir nannte die Namen. Blundkeil wollte wissen, ob etwa ein Vergleich zu haben sei. Thorir erklärte, es sei keine andere Wahl als zu verbrennen.

Sie gingen nicht eher von der Stelle, als bis jedes Menschen-Kind drinnen verbrannt war.

Die im Verlage von Eugen Diederichs-Jena erschienene Sammlung altnordischer Geschichten „Thule“ beschließt ihre erste Reihe von 13 Bänden. Aus der „Geschichte vom Sohn der Thorir“, die in dem eben herausgetommenen achten Bande steht, mag ein in sich geschlossener etwas ausführlicher Auschnitt eine Probe geben von der hochentwickelten Erzählkunst der Sagazeit und von der Art dieser Redeweise.

## Der Diplodocus.

Ein Saurier-Gespräch.

Ich habe ihn gesprochen, den Diplodocus Carnegiei, das Wunder der Vorzeit, im Lichthofe des Berliner Museums für Naturkunde. Es war eine seltsame Stunde. Draußen prasselten die Hagelschauer des Frühlingsgewitters nieder, drinnen war es im Dämmer der Nacht wie ein Sang aus der Schöpfung Jugendtagen. Vor dem staunenden Blicke wuchs das Riesenskelett, behnte sich und streckte die mächtigen Glieder, bis es in der ganzen gigantischen Plumpheit seines Lebens vor mir stand. Und dann nahm ich mir ein Herz und beschloß, ihn nach allen Regeln der Kunst auszufragen.

Doch aller Anfang ist schwer. Ich räusperte mich, um die Aufmerksamkeit des leblichen Wesens zu erregen. — Der Saurier blinzelte mich aus den kleinen, grünlich schwefelgelbenden Augen gar keuschlich und mißtrauisch an. Ich hielt es darum für geraten, bei diesem Goliath aus der Vorstintzeit besondere Höflichkeit zu beobachten und riskierte nicht, ihm das Schlußwort-„Du“ zu bieten.

„Es ist eine betrübende Tatsache, die natürlich in der Unvollkommenheit des menschlichen Ohres begründet ist, daß mir Ihr sehr geschätzter Name noch etwas unklar ist. Heißen Sie Diplodocus oder treffe ich's mit Diplodocus richtig?“

Er nickte gravitatisch mit dem dicken Schädel, der eine sichtlich Nehmlichkeit mit dem Haupt eines modernen Droschkegauls hatte, mit dem breiten Känguruhschwanz. Es war nur eine flüchtige Muskelanstrengung, aber um ein Haar hätte ich mich in der nächsten Sekunde als zerkrümelte Masse wiedergefunden. —

„Sie haben einen ansehnlichen Leibumfang,“ setzte ich in respektvoller Entfernung mein Examen fort, „sind 26 Meter lang, 6 Meter hoch und wiegen — na, ein paar tausend Kilo?“

Das Scheusal brüllte vor Vergnügen, daß es in tausendfachem Echo von den erzitterten Wänden wiederhallte. Und mit Grauen und Staunen blickte ich in den geifernden Schlund mit dem merkwürdigen Gebiß: vorn im Kiefer zwei Bürstenreihen riesiger dünner Zähne, hinten östlich zahnlose, braune Knochenwulste. —

„Ein paar tausend Kilo? Seht' zwei Dukend solcher Knirpse (er spuckte verächtlich mit echt amerikanischer Virtuosität nach den Mammuts und Elefanten) auf 'ne Bippshautel und mich aufs andere Ende, da können Sie noch sechsmal Rindtause feiern, ehe sie mich hochkriegen.“

„Also Gewicht: rund 120 000 Kilo. hm — sagen Sie mal — Sie haben sich auf Ihrem Erdenwege doch nicht lastet, wie Ihres Bäuchleins liebliche Rundung verrät? Gab's da nicht öfters 'ne Hungersnot, wenn Sie mit Ihrer Sippe einen rechten fetten Schmaus hielten? Ein kleiner Walfisch war doch für Sie bloß ein Appetitshappen.“

„Ich war Vegetarier und fühlte mich sehr wohl dabei. Zum Frühstück verpeißte ich ein halb Schock Sagopalmen, zu Mittag einen kleinen Kiefernwald und abends zum Nachtisch rupste ich mir einen Morgen Farnkräuter und Schachtelhalme. So lebte ich frugal und einfach, bis ich 170 Jahre alt war. Es war eine glückliche Zeit — keine Menschen, keine Automobile...“

Der Gewaltige aus den Frührottagen der Schöpfung wiegte sein greißes Haupt wie in träumerischem Sinnen. Und dann war es,

als wenn Schauer der Vorzeit im Dämmer der Nacht durch die hohe Halle zogen; die Vergangenheit streckte ihre Geisterhände aus, Raum und Zeit versanken, und aus dem Nebel der Träume tauchte das brandende Jurameer mit den einsamen Gestaden, die einst der Diplodocus' Heimat waren. Und als die wirzige Luft der Zyta-deenhaine und der Duft der blühenden Magnolien uns umspielte, da kante das Herz des Sauriers auf, und er erzählte von den alten lustigen Tagen, wo er mit den anderen Diplodocustindchen in den Schachtelhalmern Versted spielte, sich mit den jungen Hydrosauriern balgte und im Mondlichtreigen dem alten, fetten, kurzlichtigen Bron-tosaurus ein Bein stellte, daß der ungefüge Riese 24 Stunden lang krabbeln mußte, ehe er wieder auf allen Beinen stand....

„Es waren köstliche Tage. Als ich nun 170 Lenze zählte und von der alten weisen Seekrabbe mündig gesprochen war, da wurde mir bald so heiß, so eng — ja, ja — auch ich weiß, was Liebe ist... Eine hübsche, bunte Seeschlange hatte mir's angetan, sie brachte mir köstlichen Meerzang zum Knabbern und erzählte viele, viele wunderbare Geschichten.... Aber das ist lange her, so lange, daß es gar nicht mehr wahr ist.... 50 Jahre stierte ich mit ihr: da sahen wir, daß wir doch nicht zueinander paßten. Sie ging mit dem Ichthosaurus durch und ich — nun, ich tröstete mich und heiratete meine quabblige, dicke Koufme.“

„Das ist schon ein Schock Jahrtausende her, nicht wahr?“

„So sechs oder sieben Millionen Jahre; wer kann's genau sagen? Eure Gelehrten nennen's die Jurazeit, dann kam die wilde Sturm- und Wetterzeit, wo die Fichtewälder versanken, und es regnete... Und wie goß es... Ihr schimpft hier, wenn euch ein Sommer verregnet, da hättet ihr was erleben können... Wolkenbrüche tagaus, tagein, jahraus, jahrein, das Land wurde zu Wasser, man konnte sich gar nicht mehr aus in der Welt...“

Und dann erzählte er mit leuchtenden Augen, wie schließlich die Sonne sich durch die ewigen, düsteren Wolkenmassen brach, und das Morgentrot einer neuen Schöpfung über der vulkanisch-bebenden Erde ausging. Fortgesetzt waren die Schachtelhalmhaine und die langwolligen Nadelwälder, und die Kreideflora wies einen bunten Teppich von Palmen, Lorbeer, Magnolien, Eichen und Tulpenbäumen über das schwarze, jungfräuliche Land. Aber mit der neuen Schönheit der Welt ward langsam die Herrlichkeit der Saurier zu Grabe getragen. Gewaltige Fleischfresser mit riesigen, meißelartigen Hauern tauchten auf und mordeten die plumpen Giganten, die ihnen rettungslos verfallen waren, wie die Schildkröte den Jaguar.

„Sie sind aber eines natürlichen Todes gestorben?“

Der alte Diplodocus nickte. „Ich war schon alt, als die ersten Blutfresser in mein Land kamen. 560 Sommer war ich alt, als ich mich unter einem mächtigen Tulpenbaum zum Sterben legte. Ich war der letzte meiner Sippe — da starb ich aus Langeweise.“

Es klang mild, wie die gekläarte Weisheit des Alters, das viel gesehen hat und weiß, daß alles eitel ist unter der Sonne. „Und gönnt mir jetzt wenigstens die Ruhe. Ihr könnt euch wohl denken, daß ich von all den Erlebnissen, die mir in den sechs Jahrhunderten meines Erdenlebens begegnet sind, sehr milde bin.“

Dabei riß er seinen Rachen auf und gähnte so laut und fürchterlich, daß ich mich schleunigst aus dem Staube machte.

Josef Stadel.

## Die erste Rose.

Gestern sah ich die erste Rose.

Aber ich sah sie nicht durch die blanken Scheiben des Blumengeschäftes, gebrochen in prunkenden Schalen und bunten Vasen, nicht gerissen aus der mütterlichen Erde, ich sah sie frei und jung und schön an der stillen Hecke stehen, wo vor kurzen Tagen noch der süßliche Flieder blühte und wo am Abend die jungen Mädchen träumen und ihre Hände wie Bitten in das Blütenweh strecken...

Noch ließ sie ihren Kelch nicht flammen wie das heiße lachende Blut im wildlodernden Sommer; noch war sie blaßrot, wie die erste Scham... oder wie die junge Frische der blaffen Stubenmüden, die über sie kommt, wenn sie am frühen Morgen zwischen den Blumen, zwischen den Wiesen und unter den Bäumen gehen...

Aber sie war gerade darum so schön, und wie das Lieb, das dem Frühling den Abschied gibt und jetzt jungsommerlich die Heiligkeit neu kündet.

Tiefinnerst glühte sie schon voller. Dider floß ihr Blut. Und bald, bald wird auch ihres keuschblauen Kelches Schale brennen, und sie wird dann sein, wie der feurige Wohn ist: Flammen.

Und die Frauen und Mütter, die noch die große Sehnsucht tragen und vieles andere noch... werden hingehen, um sie als ihre Blume zu küssen, bei ihnen stehen bleiben und so sich von tiefschlagenden Flammen, von Reife und Herbheit, vom hohen Sommer und vom Heldentum des Weibes erzählen lassen...

Mir aber brach sie die Traurigkeit und den Schmerz der langen Woche, und die Stunde war so schön, und ich ging durch diesen Tag wie ein lachend Kind.

Ich ging wie ein ewig-lachend Kind, als ich die erste Rose sah: kraftvoll und schön. Walter G. Oskowski.

# Robert Prutz.

Ein Gedenkblatt. Von Max Schütte.

Der 21. Juni ist der fünfzigste Todestag eines deutschen Schriftstellers, dessen Name uns die revolutionäre Bewegung der vierziger Jahre in die Erinnerung bringt, Robert Prutz. Jene Bewegung hat in Deutschland wahrhaft große Freiheitsdichter erstehen lassen, Männer wie Hoffmann von Fallersleben, Ferdinand Freiligrath, Georg Herwegh, Wolf Glatzbranner, Franz Dingeldey, Ludwig Plau. Neben ihnen nimmt Prutz einen würdigen Rang ein.

Als Sohn eines Kaufmanns wurde Robert Eduard Prutz am 30. Mai 1816 in Stettin geboren. Er besuchte in Stettin das Gymnasium und studierte in Berlin, Breslau und Halle Philosophie mit dem Wunsch, sich der akademischen Laufbahn zu widmen. An den freihellen und nationalen Bestrebungen der deutschen Studentenschaft jener Tage nahm er lebhaften Anteil, ließ auch schon zeitig literarische Arbeiten erscheinen. An Arnold Ruges Halleischen Jahrbüchern, dem führenden Organ der Jungen, arbeitete Prutz mit und wat mit Herwegh und anderen Freiheitsmännern in Verbindung, lenkte damit aber auch die Blicke der Reaktion auf sich. Besonderes Aufsehen erregte seine Dichtung „Der Rhein“, womit er Nikolaus Beders klägliches, damals aber sehr populäres Rheinsied beantwortete. Bald sah sich Prutz veranlaßt, nach Bona zu übersiedeln. Große Hoffnungen setzte er auf seine Schrift über den Göttinger Dichterkund und sah hier einer schönen Zukunft entgegen. Die Reaktion ruhete aber auch im Großherzogtum Weimar nicht. Prutz' ganzes Auftreten stempelte ihn in ihren Augen zum gefährlichen Revolutionär. Ein Tischlied für den Göttinger gemäßigten Professor Dahlmann entzog er der Zensur, doch fiel es ihr in die Hände und gab den unmittelbaren Anlaß zu seiner Ausweisung (1843). Er wechselte mehrmals den Wohnort, bis er sich in Berlin niederließ. Schriftstellerisch war er in hervorragendem Maße tätig, erwies sich namentlich als Literaturhistoriker und Dichter sehr fruchtbar. Um der preussischen Zensur aus dem Wege zu gehen, ließ er seine Werke meist in Zürich drucken, äußerte daher auch in seiner Dichtung „An meine Vieder“:

Nun, so schwebt denn, meine Vieder,  
Aus der Heimat ihr verbannt,  
Schwebt auf löndem Gefieder  
In das freie Schweizerland:  
Frei trotz Waffenlist und Fehde,  
Frei trotz Dämmerung und Nacht,  
Dennoch frei weil uns're Rede  
Dort kein Zensur überwach!

In der Schweiz erschien auch kein Lustspiel „Politische Wochensstudie“, die im Sinne des Komödiendichters Aristophanes mit scharfer Satire die Zeitverhältnisse geißelte. Sein Bestes aber schuf er als Lyriker, so schon in der Liebeslyrik, besonders aber auf politischem Gebiet. Oft sind seine Schöpfungen satirisch gehalten, so „Rechtfertigung“ und gar erst „Der Herr Minister“, der der religiösen Heuchelei am Hofe scharf zu Felde geht. Doch noch weit mehr packen uns die ernstesten Dichtungen echt demokratischen Geistes mit ihrem tiefen Gefühl und ihrer Formenschoenheit.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Prutz' freihellenisches Wirken ihm Verfolgungen zuzog. So wurde bald ein Prozeß wegen Majestätsbeleidigung gegen ihn eingeleitet, doch, vermutlich durch Alexander v. Humboldts Vermittlung, niedergeschlagen. Wahrscheinlich war es auch Humboldt, der hier Prutz die Erlaubnis, in Berlin literarisch-historische Vorlesungen zu halten, auswirkte. Prutz ging mit Begier daran, mußte sie aber schon nach dem ersten Abend auf polizeiliches Geheiß abbrechen. Zu entschädigen suchte er sich durch Vorlesungen über die Entwicklung des deutschen Theaters. Er folgte dann einem Rufe nach Hamburg als Dramaturg, legte diese Stelle aber schon nach wenigen Monaten nieder und erkor Dresden zum Wohnsitz.

In sein Leben wie in das der meisten Politiker jener Zeit griffen die Ereignisse des Jahres 1848 mächtig ein. Die Nachricht von der Pariser Februar-Revolution rief in ihm die weitestgehenden Hoffnungen auf den Sieg der freihellenischen Ideen auch in Deutschland wach. Noch in Dresden hielt er Reden über die Zeitereignisse, eilte dann nach Berlin und war hier im demokratisch-konstitutionellen Klub mit Begeisterung tätig. Nur zu bald aber sollten die frohen Erwartungen der Freiheitskämpfer enttäuscht werden. Schon im Herbst regte sich, hauptsächlich infolge der Feigheit und Unentschlossenheit der bürgerlichen Demokratie, in Oesterreich und Preußen die Reaktion und begann die Errungenschaften der Märzämpfe rückgängig zu machen. Prutz verließ Berlin und suchte seine Vaterstadt Stettin auf. Noch aber herrschten die liberalen Tendenzen in den akademischen Kreisen und verhalfen dazu, daß er 1849 als außerordentlicher Professor an die Universität Halle berufen wurde. Hier, an seiner alten lieben Stätte, wirkte er mit regem Eifer, gründete das „Deutsche Museum“, verlegte sich auch auf dem Gebiet des Romans: „Das Engländer“ ist als der erste deutsche Roman zu betrachten, der sich des Proletariats annahm.

Auf die Dauer hatte Prutz wieder stark unter der wachsenden Macht der Reaktion zu leiden. Beförderung wurde ihm verweigert, und sein Gehalt blieb dürftig. Die Kollegen sahen in ihm einen gefährlichen Revolutionsmann und suchten ihn durch sorgfältige Schikanen und Denunziationen die Berufstätigkeit zu verleben. Dazu befielen ihn körperliche Leiden, und so nahm er zuerst einen längeren Urlaub, legte dann 1859 seine Professur nieder, verließ Halle und kehrte nach Stettin zurück. Hier und an vielen anderen Städten

hielt er fortan Vorlesungen. Als politischer Dichter trat er zuerst 1866 auf, zuerst im Mai mit geharnischten Terzinen, die die preussische Blut- und Eisenpolitik scharf bekämpften. Dafür wurde er zu drei Monaten Gefängnis verurteilt, sollte diese Strafe aber nicht verbüßen. Denn als Bismarcks Diplomatie und die preussischen Waffen die schnellen und unerwarteten Triumphe erfochten, widerrief Prutz das Gesagte gewissermaßen in seiner Dichtung „Juli 1866“ und sollte nun der Amnestie teilhaftig werden. Das sieht ja nicht gerade sehr mannhaf aus. Wenn wir aber annehmen wollten, Prutz habe geflissentlich seine Haltung gewechselt und heuchlerisch den Befehlten gespielt, würden wir ihm entschieden Unrecht tun. Vielmehr ließ er sich nur von der herrschenden Strömung mit fortreißen.

Prutz hielt sich fortan von der politischen Dichtung fern und suchte hauptsächlich durch Vorträge auf literarischem und ästhetischem Gebiete sein Brot zu verdienen. Am 21. Juni 1872 erlag er in Stettin einem Schlaganfall im Alter von 56 Jahren. Damals wurde seiner in vielen Zeitungen sehr ehrend gedacht, heute beschäftigt man sich nur noch wenig mit ihm. Wir aber ehren ihn als einen der ersten Freiheitsdichter Deutschlands.

## Kölner Humor.

Köln hat seit dem Ausbruch des Krieges keinen Karneval mehr, aber ihren Humor haben die Kölner behalten. Auch gegen die Besatzung behauptet er sich. Der „kölsche“ Humor ist unbesiegt, hier einige Proben:

### Der britische Gelehrte.

Als die Briten einrückten, ordneten sie an, daß alle ihre Offiziere von allen Kölnern begrüßt werden müßten. Die hultose Mode nahm trotz der Dezemberstürme innerhalb weniger Tage eine verblüffende Ausdehnung, und die Sieger der Welt waren um ihren Triumph geprellt. — Eine der belebtesten Straßen Deutschlands i st die hohe Straße zu Köln. Die gingen in den Tagen des Grußgebotes drei kölsche Fensterputzer, die Leiter auf der Schulter, hinab. Vor jedem britischen Offizier, also alle zehn Schritte, machten sie was auf Kommando strammes Halt, knallten die Leitern auf die Straße und fuhren mit der Hand an den Mützenrand. Die deutschen Passanten „grieten“, die britischen Offiziere — hoben das Grußgebot auf. Seitdem leben sie mit den Kölnern ausgezeichnet.

### Der überbotene Amerikaner.

Ein Dollarkönig läßt sich von einem kölschen Droschkenkutscher Kölns größte Sehenswürdigkeiten zeigen. Die Fahrt geht zur neuen großen Straßenbrücke. „Wie lange hat man gebaut an dieses?“ — „Drei Jahr“, antwortet der Kölsche wahrheitsgemäß. — „Bei uns man baut dies in ein Jahr!“ — Bestimmt gondelt der Kutscher mit seinem Gast zum Opernhaus. „Wie lange hat man gebaut an dieses?“ — Der Kölsche denkt „Baat Männche“ und sagt: „En halv Jahr.“ — „Bei uns man baut dies in drei Monat.“ — Nun ist der Kölsche wügend. Man kommt zum Dom. „Wie lange hat man gebaut an dieses?“ — Der Kutscher zuckt gleichgültig die Achseln, sieht sich den Niesenbau an und knurrt: „Dat weis ich nit; dat st unß gester nait do.“ — Der Amerikaner fragte nichts mehr.

### Kölnisch-britische entente cordiale.

Nicht ganz vereinzelte „kölsche Mädchen“ haben einen britischen Ketter als Schatz, wie einst die jungen Kölnerinnen einen deutschen Artilleristen oder Pionier am Herzen hielten. Sie küssen und werden gelüßt, ohne daß sie sich Sorgen machen, ob „die deutsche Würde“ dabei gewahrt bleibt. Manchmal passiert Schlimmeres. Ein „Weed“ — was nicht englisch ist, sondern kölsch Blatt: ein lockeres Nädel — macht ihren Eltern heulend ein Geständnis. Der Vater flucht, die Mutter weint, die Tochter schluchzt in die Schürze. Raum hat sie sich etwas beruhigt, als ihr ein gräßlicher Gedanke kommt, und sie unter einem neuen Tränenstrom jammernnd gluckst: „Ma, Mamm“ — un wat dat Allerschlimmste es — wenn dat arm englisch Kind auf die Welt könt — un will jet bubbele (was sagen) — dann kann ich et nit ens verstonn (nicht einmal verstehen.)

### Ein echter Kölner

war der im vorigen Sommer verstorbene Zentrums-Reichstagsabgeordnete Carl Trimborn. Obwohl Rechtsanwalt, Justizrat, Staatssekretär und Exzellenz, hat er ein reines Hochdeutsch nie gelernt. Kurz vor seinem Tode fuhr er in sein Landhaus am Rhein. Zwei Amerikaner in seinem Abteil wurden auf die Schornsteine einer großen Zementfabrik am Ufer aufmerksam. Sie fragten den biederen Trimborn, was das sei. Der alte Schein, schon den Tod im Leibe, hielt den Gästen aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten einen längeren Vortrag über die Leistungen der deutschen Technik und erzählte ihnen treuherzig — diese großen Anlagen seien die — Heizung für die rheinischen Weinberge, damit die Reben in den kalten Nächten nicht erfroren. Er behauptete fest, die Amerikaner hätten es ihm geglaubt.

### Krebsgang und Komödie.

Die unfreiwilligen Witze sind die besten, auch in Köln. Auffallend häufig passiert es dort, daß die ernstesten und würdigsten Dinge durch reinen Zufall die Lachmuskeln in Bewegung setzen. Vor 30 Jahren brauchte man einen neuen Justizpalast. Wo baute man ihn hin? Natürlich, in die — Komödienstraße. Dort wird noch heute täglich rechtgesprochen. Später wurde Raum für ein neues Polizeipräsidium gesucht. Wo siedelt man die preussische Polizei an? Natürlich in der Krebsgasse. Dort ist sie noch heute am rechten Platze.

## Wissen und Schauen

Aus dem Reiche des Sankt Bureaokratias. Als Frucht zehnjährigen Sammelns legt Friedrich Wörndel eine Blütenlese von Glanzleistungen der Bureaokratie vor: köstliche Stückchen aus allen Bezirken („Sankt Bureaokratias, wie er lebt und wirkt“, Verlag R. v. d. Emil Müller, Stuttgart). Da diese Gewächse im monarchistischen Deutschland besonders üppig gediehen und auch heute noch nicht ausgestorben sind, ist dies Büchlein allen guten Republikanern bestens zu empfehlen. Einige Stückchen sehen wir zu Ruh und Frommen unserer Leser her.

Ein „unvergeßlicher Augenblick“. Den preußischen Lokomotivführern und Zugführern wurden im Beginn des Jahres 1911 zu ihrer Uniform Achselstücke verliehen. „Die deutsche Eisenbahnzeitung“ feierte diese Erlaubnis zum Tragen der Achselstücke als ein geradezu historisches Geschehnis ersten Ranges. Sie schrieb unter der Spitzmarke „Die Achselstücke verstehen!“:

„Wie mir soeben der Herr Eisenbahnpräsident Rüdlin telefonisch mitgeteilt hat, ist heute eine allerhöchste Entscheidung eingegangen, wonach den Lokomotivführern und Zugführern die Achselstücke der Eisenbahnassistenten verliehen worden sind. Die Meldung stammt aus erster Quelle und bringe ich Ihnen deshalb meinen herzlichsten, allerherzlichsten Glückwunsch dar.“ Diese inhaltsschwere Nachricht wurde in einer Versammlung der Angestellten der Staatsbahnen mitgeteilt und erweckte unbeschreiblichen Jubel. Dieser unvergeßliche Augenblick wurde durch treffliche Worte des Vorsitzenden, durch ein begeistert aufgenommenes Hoch auf Seine Exzellenz den Herrn Minister und durch Anstimmen der Nationalhymne gekennzeichnet.“

Sozialistenreines Klopseppapier. In einer Königsberger Zeitung fand sich Anfang Februar 1912 nachstehende Anzeige:

### Klopseppapier

aus deutsche Zeitungen, frei von sozialdemokratischem Inhalt, zu Klopseppzwecken geeignet, wird in Mengen von 50 Kilogramm aufwärts freihändig aufgekauft. Angebote sind möglichst umgehend einzusenden. Garnisponverwallung Königsberg i. Pr.

## Erdkunde

Die Tiefen des Weltmeeres. Es ist schon mehrfach der Versuch gemacht worden, auf Grund der bisherigen Messungen die mittlere Tiefe des Weltmeeres zu berechnen. Während Krümmel dabei auf 3881 Meter kam, hat neuerdings E. Kossinna 3795 Meter, also rund 3800, herausgerechnet. Der Unterschied rührt daher, daß große Teile der Weltmeere tatsächlich tiefer sind als man bisher angenommen hatte. Sieht man von den Randmeeren ab, so erhöht sich die mittlere Tiefe der eigentlichen Weltmeere auf 4117 Meter; für die Nordhalbkugel allein steigt sie auf 4322 Meter; für die Südhalbkugel sinkt sie auf 4000 Meter. An mittlerer Tiefe übertrifft aber das amerikanische Randmeer mit 2214 Meter die übrigen bei weitem. Indischer und Atlantischer Ozean haben nahezu die gleiche mittlere Tiefe (3950 Meter), der Pazifische Ozean ist durchschnittlich 350 Meter tiefer als sie. Von dem Gesamtareal der Ozeane (361 Millionen Quadratkilometer) treffen 27,5 auf den Kontinentalshelf (0—200 Meter), 33,7 auf den Kontinentalabhang (200—2440 Meter); 283,7 auf den Tiefseeboden (2440—5758 Meter) (das sind mehr als  $\frac{3}{4}$ ), endlich 11,2 Millionen auf das Tiefseegebirge (unter 5750 Meter). Ein Viertel des Ozeans, also mehr als Asien und beide Amerika zusammengenommen liegt unter 5000 Meter; das Arsenal der Tiefen von mehr als 6000 Meter ist nahezu so groß wie halb Europa und selbst unter 7000 Meter liegen noch fast 500 000 Quadratkilometer, also mehr als Deutschland nach dem Vertrag von Versailles umfaßt. Von besonders bekannten und vielgenannten Mittelmeeren hat die Ostsee (einschließlich Kattegatt) eine mittlere Tiefe von nur 55 Meter, das ist erheblich weniger als z. B. der Bodensee; auch der irische und englische Kanal stehen in mittlerer Tiefe diesem Binnensee nach, der es ungefähr mit der Nordsee (94 Meter) aufnimmt.

## Gesundheitspflege

Warum gähnt der Mensch? Das Gähnen ist offenbar ein Vorgang, welcher der Willkür des Menschen entzogen ist. Es stellt sich von selbst ein bei Ermüdung oder Langeweile. Freilich kann man es im Notfall unterdrücken, aber nicht leicht. Hauptmann in Freiburg, Mayer in Innsbruck und neuerdings Valentin Dumpert in Berlin haben das Gähnen wissenschaftlich zu erforschen gesucht. Danach gähnt und reißt sich der Mensch, wenn eine Blutleere oder eine besondere Durchblutung des Gehirns besteht, die sich mit dem wachen Bewußtsein oder mit der Aufmerksamkeit nicht verträgt, und wenn der Organismus gegen diese Beeinträchtigung des Bewußtseins reagiert. Es ist also ein großer Reflex gegen einen Zustand, der als unbehaglich empfunden wird. Der Reflex bewirkt eine Umlagerung des Blutes aus dem venösen in den arteriellen Kreislauf und damit eine bessere Durchblutung des Gehirns, sowie des ganzen Körpers. Dazu kommt eine gleichzeitige Einwirkung

auf die Gehirnzentren und Beeinflussung der Ganglienzellen des Gehirns. Auch die mit der starken Einatmung und der Redung der Arme, die oft das Gähnen begleitet, verbundene bessere Durchlüftung der Lungen ist wichtig. Sie befördert die Oxidation des Blutes und dient damit demselben Zwecke, der auf eine Belebung des gesamten erschlafften Organismus hinausläuft. Nach dieser Erklärung wäre es also eigentlich falsch, ein aufsteigendes Gähnbedürfnis aus Höflichkeit zu unterdrücken. Man vereitelt dadurch das wohlthätige Streben der Natur nach Selbsthilfe und — der andere merkt es doch.

Dhnmachten. Die helbe Jahreszeit naht, und in ihr treten auch häufiger als im Winter jene Fälle von Bewußtseinsstörung auf, die man als Dhnmacht bezeichnet. Nur ausnahmsweise ist zufällig einmal ein Arzt zugegen. Es ist Pflicht eines jeden, der bemerkt, wie ein anderer plötzlich bewußtlos wird, ihm zu helfen. Um das aber richtig ausführen zu können, muß man wissen, daß die Dhnmacht auf zweierlei Weise zustandekommen kann, einmal nämlich durch eine Blutleere des Gehirns, das andere Mal durch einen Blutandrang zum Kopf. Je nachdem sind auch die Begleiterscheinungen der Dhnmacht verschieden: die Blutleere des Gehirns findet ihren Ausdruck in einer ausgeprägten Blässe des Gesichts, die Blutüberfüllung durch eine Rötung des Kopfes. In beiden Fällen muß man versuchen, durch Lagerung den normalen Blutgehalt wieder herzustellen: ist das Gesicht blaß, dann lasse man den Kopf nach unten hängen, damit das Blut wieder aus dem Körper in ihn hineinstreichen kann, ist es rot, dann hebe man den Kopf so, daß das Blut aus ihm dem Körper zufließen kann. Zusätseln frischer Luft, vorsichtiges Besprengen mit Wasser, Befreiung des Halses von einengendem Kragen trägt ebenfalls dazu bei, das Bewußtsein wieder eintreten zu lassen. Kehrt das Bewußtsein nicht zurück, dann liegt zweifellos ein ernstes Leiden vor, das ärztlicher Hilfe bedarf.

## Technik

Der dünnste Faden. „Wie dünn kann wohl ein Faden sein, damit er noch zusammenhält?“ und „Wie dünne Fäden kann man gerade noch sehen?“ — diese Fragen mag sich wohl mancher schon vorgelegt haben. Ihre Beantwortung hat aber erst jetzt der Leidener Professor Einthoven unternommen, über dessen interessante Versuche in „Reclams Universum“ berichtet wird. Für optische und galvanische Instrumente werden häufig äußerst dünne Fäden benötigt, und man ist daher in dieser Hinsicht schon sehr weit gekommen. Einthoven stellte nun seine Fäden aus Quarz her und verdünnte sie durch elektrische Kathodenstrahlung bis zu unglaublicher Feinheit. Man kann einen dünnen Faden schon mit dem bloßen Auge sehr viel leichter erkennen als ein Pünktchen. Zwei benachbarte Punkte, z. B. Sterne, kann man kaum noch bei 50—60 Bogensekunden Abstand nebeneinander unterscheiden; dunkle Fäden, die  $\frac{1}{10000}$  mm dünn sind, lassen sich aber auf hellem Hintergrund aus 8—10 m Entfernung noch bei 2—3 Bogensekunden erkennen. Mit Hilfe des Ultramikrostops hat man Staubteilchen von 4—7 Millionstel im Durchmesser berechnet. Einthoven fand, daß jeder existierbare Faden, wie dünn er auch sein mag, ultramikroskopisch sichtbar gemacht werden kann. Der Durchmesser eines Wasserstoffmoleküls ist ungefähr eine Million mal größer als diese dünnsten Fäden. Es ist also Einthoven gelungen, so fabelhaft dünne Gebilde herzustellen, wie man früher für unmöglich hielt. Daß er aber diese allerdünnsten Fäden noch befestigen und frei aufspannen konnte, bedeutet wahrlich eine Großtat in der Welt des Kleinen.

## Naturwissenschaft

Das Absterben der Pyramidenpappel. Die Pyramidenpappel, *Populus pyramidalis*, jetzt meist *Populus italica* genannt, war einst ein charakteristischer Begleiter unserer Chausseen. Sie ist aber mehr und mehr verschwunden. Vieles hat man sie abgehackt, weil ihre weitgreifenden Wurzeln das Erdreich in großem Umkreise auslaugen. Aber auch die von der Art verschonten Bäume verschwinden mehr und mehr. Schon vor zwanzig Jahren haben Professor Landois in Münster und Dr. Focke in Bremen auf das Aussterben der Pyramidenpappel hingewiesen. Der Grund ist eigenartig. Sämtliche in Deutschland wachsenden Pappeln scheinen von einer einzigen Abstammung, die vor dem Jahre 1800 aus Italien herüberkam und im Park von Würstl bei Dessau angepflanzt wurde. Die Vermehrung erfolgte nicht durch Samen, sondern durch Stecklinge. So sind also alle diese Pappeln eigentlich Zweige eines einzigen Baumes, der nun seine Altersgrenze erreicht zu haben scheint und allmählich eingeht. Es wäre interessant zu erfahren, ob sich irgendwo Nachrichten finden, daß außer dieser Würstler Pappel noch eine andere aus Italien nach Deutschland eingeführt worden wäre.

Wie viel Vogelarten gibt es auf der Welt? Auf Grund des Vogelkatalogs des Britischen Museums, der eine annähernd sichere Schätzung der Zahl der lebenden Vogelarten ermöglicht, darf man etwa 11 600 verschiedene Arten von Vögeln annehmen, die sich auf 2255 Gattungen verteilen. Wenn auch diese Zahlen, betonen die „Mitteilungen über die Vogelwelt“, dem laufenden Stande nicht völlig gerecht werden dürften, man auch annehmen muß, daß eine Reihe von Arten noch unentdeckt geblieben ist, so werden sie doch auf kaum mehr als auf 1400 zu veranschlagen sein, so daß die Gesamtsumme der lebenden Arten sich schwerlich auf mehr als 13 000 Arten beziffern wird.